

Navid Kermani: „Das Alphabet bis S“

Staunen übers Dasein und Jenseits

Von Shirin Sojitrwalla

Deutschlandfunk, Buch der Woche, 24.09.2023

Eine Frau von 50 Jahren erlebt, was viele erleben: Tod, Trennung, Trauer. In seinem neuen Roman erzählt Navid Kermani aus weiblicher Perspektive vom Leben in der Gegenwart und spinnt daraus eine tagebuchartig aufgebaute Geschichte, die das Leben und die Literatur feiert.

„Um was geht es?“, lautet eine beliebte Frage im Literatur-Smalltalk. Als Antwort reichen für gewöhnlich zwei, drei Sätze über Setting und Thema. Nicht aber im Fall des neuen Romans von Navid Kermani, der einen bei der Beantwortung dieser harmlosen Frage ins Schwitzen bringt. Um was es geht? Um alles. Ums Leben, das Sterben, die Liebe, den Tod und die Trauer. Nicht zu vergessen, um das Verhältnis zwischen Eltern und ihren Kindern, um die Vereinbarkeit von künstlerischer Arbeit und Familienleben, ums Abschiednehmen, um Trennungen und um die Literatur selbst. Im Mittelpunkt steht eine Schriftstellerin um die 50, die auf fast 600 Seiten ihr Leben und Schreiben reflektiert. Dafür nimmt sie sich ein Jahr lang Zeit, von Winter zu Winter, 365 Tage. Am 336. Tag notiert sie:

„Am Faden deiner Erinnerung erfindest du das Erlebte gewissermaßen neu, breitest es wie eine fremde oder eben wie eine gefundene Geschichte aus. Allein, sie ist nicht erfunden, sie ist abgesunken ins Gemüt, und von dort ersteht sie in der denkbar größten Lebendigkeit, ja Sinnhaftigkeit auf. Also fahre ich fort mit meinen Notizen und hoffe vage, später auf sie wie auf einen fremden Stoff zu sehen, losgelöst vom Tag, vom Monat, vom Jahr, wenn das Geschehen fern und selbst die Schicksalsschläge wie Trauer, Krankheit oder Trennung in ihrer Gewöhnlichkeit erkennbar sind. Nur noch die Jahreszeiten erinnere ich bestimmt.“

Die großen Fragen, um Leben, Tod, und den ganzen alltäglichen Rest

Was dabei herauskommt ist eine Art Tagebuch, das sich selbst sowohl in der Tradition der ausgiebigen Aufzeichnungen Julien Greens als auch der Journale von Paul Nizon sieht. Wer sich vors eigene Bücherregal stellt, entdeckt weitere Wesensverwandte und vollzieht dabei genau die Bewegung der namenlosen Protagonistin in ihrer Lesegruft genannten Bibliothek nach. Immer wieder zitiert sie aus Werken, die sie aus dem Regal zieht. Diese Passagen sind kursiv gedruckt und fügen sich fast nahtlos in ihr Erzählen ein. Auch bei den Zitierten geht es um die großen Fragen, um Leben und Tod, und um den ganzen alltäglichen Rest.

Navid Kermani

„Das Alphabet bis S“

Hanser Verlag, München

589 Seiten

32 Euro

Die Erzählerin arbeitet als Auslandskorrespondentin, ist Autorin, Gelehrte, Philosophin, auf jeden Fall umfassend gebildet.

Dabei ist Navid Kermani natürlich nicht der erste Autor, der eine weibliche Hauptfigur wählt. Flaubert tat das in „Madame Bovary“ schon vor mehr als 150 Jahren. Auch aus der Perspektive einer Frau schreiben Autoren immer wieder, etwa Arno Geiger in seinem Ehebruchroman „Alles über Sally“ oder gerade erst Ilija Trojanow in „Tausend und ein Morgen“.

Weibliche Ich-Erzählerin

Eine Frau als Ich-Erzählerin ist freilich nochmal etwas anderes; Amos Oz wählte eine solche für seinen zweiten Roman „Mein Michael“. Auch sie erzählte die Geschichte einer Trennung. Gut möglich, dass gerade dieses Sujet Autoren besonders animiert, den Blickwechsel zu wagen.

Flaubert soll bekanntlich später über seine Hauptfigur gesagt haben: „Madame Bovary, c'est moi“ („Madame Bovary – das bin ich“). Ob das auch Kermani sagen würde? Wer weiß. Auf jeden Fall lässt er seine Erzählerin charmanterweise diesbezügliche Fragen wälzen.

„Traurig fände es Susan Sontag, würde das Schreiben nach Geschlechtern getrennt und würden sich die Menschen nach ihren Merkmalen ghettoisieren, so wie man von einem schwarzen Schriftsteller erwartet, er solle ein schwarzes Selbstbewußtsein zum Ausdruck bringen oder nur über schwarze Themen schreiben oder eine schwarze kulturelle Sensibilität reflektieren. Das war 1978, und heute hätte sich Sontags Trauer in Fassungslosigkeit gekehrt.

Die Fassungslosigkeit spielt auf die identitätspolitischen Diskurse unserer Tage an, von denen sich manche in ihrer künstlerischen Freiheit begrenzt fühlen. Die Erzählerin erweist sich als ambivalent in dieser Frage. Wichtiger scheint an dieser Stelle der Hinweis auf Kermanis ganz eigenen Umgang mit dem, was man Autofiktion zu nennen gelernt hat. Schon in seinem ersten Roman „Das Buch der von Neil Young Getöteten“ aus dem Jahr 2002 nimmt er Bezug auf sein eigenes Leben als Vater, der sein schlafloses Kind mit der Musik seines Idols zu beruhigen sucht, zumindest gibt er das vor. Auch in anderen Romanen variiert er seine Biographie, und führt seine Leser zuweilen an der Nase herum. Mal hat er einen Sohn, mal eine Tochter, mal ist er noch verheiratet, mal schon geschieden. Immer aber leuchtet er deutlich durch den Text. Diesmal treibt er ein doppeltes Spiel, scheint er doch nicht nur in der Figur der Erzählerin aufzutreten, sondern auch als deren Ex-Mann. Daraus bezieht der Text manch einen ironischen Satz, etwa wenn die Frau an die Dreimonatskoliken ihres Sohnes zurückdenkt, bei denen die bescheuerte Musik ihres Mannes auch nicht weiterhalf. Leider funktioniert die weibliche Erzählperspektive nicht recht; man glaubt einfach nicht, dass hier eine Frau spricht. Kermani scheint sich des Glaubwürdigkeitsproblems bewusst zu sein, wenn er seine Ich-Erzählerin sagen lässt:

„Allerdings gehört zur Wahrheit auch, das sich vor den Frauen, Farbigen, Muslimen und Diversen über Jahrtausende die Männer 'ghettoisierten', wenn sie mit breiten Beinen schrieben, mag ihr Ghetto auch der Thronbezirk gewesen sein. Hätte ich einen männlichen Ich-Erzähler statt mich selbst, würde ich es auf den Einwand anlegen, so redeten, dächten, liebten Männer nicht – doch, ein einziger schon.“

Das klingt einleuchtend, doch so ganz selbstgewiss scheint sich diese Frau über dieses Erzählverfahren nicht zu sein, wenn sie an anderer Stelle feststellt:

„Bestimmt ließe sich ein genauso mitfühlender Roman aus der Perspektive der nordafrikanischen Jugendlichen schreiben, aber womöglich muss man dafür selbst auf der Straße aufgewachsen sein.“

Dem möchte man zustimmen, vor allem wenn es um die Beschreibung von Frauen in den Wechseljahren geht, die Kermani eher pflichtschuldig abhandelt. Ein bisschen Schwitzen, ein bisschen Schlafstörung. Woran aber liegt es, dass die Frau einem nicht nahe kommt? Sie selbst sagt von sich, sie habe Haare auf den Zähnen, bezeichnet sich schon mal als unsympathisch und wirkt wie ein Wesen nicht von dieser Welt. Unnahbar. Eine Kopfgeburt.

Zeugnis eines überwachen Geistes

Vielleicht hat sich Kermani auch deswegen für eine weibliche Erzählerin entschieden, weil er es egal findet, wer spricht, Mann oder Frau. Schließlich geht es ihm um existenzielle Fragen. Man kann in seiner Entscheidung auch ein Aufbegehren gegen identitätspolitische Reinheitsgebote sehen, der Roman selbst lässt das offen. Die persische Grammatik jedenfalls, so lernt man von Kermani, kenne keine Geschlechter. Nicht nur der Autor selbst, sondern auch seine Erzählerin haben iranische Wurzeln. Teile des Romans spielen dort, andere in Ägypten und in Griechenland. Die Erzählerin ist vielfach bewandert, auf der ganzen Welt und in der Literatur zu Hause. Obendrein erweist sie sich als Filmkennerin und Fußballfan, im Theater kennt sie sich ebenso aus wie mit Fragen der Religion. All das fließt in den Roman, der vor Weltwissen und umfassender Bildung dampft. Zeugnis eines wachen, ja überwachen Geistes. Kermani und mit ihm seine Erzählerin erweisen sich als Meister der Abschweifung, kommen vom Hölzchen aufs Stöckchen, und wie schon sein Großwerk „Dein Name“ bestimmt auch das „Alphabet bis S“ ein mäanderndes Erzählverfahren. Diesmal hat es ihm zudem das Erzählen in Bruchstücken angetan.

„(...) ein Strukturprinzip moderner Literatur und überhaupt von Welterfahrung in zwei Worte: mittendrin anzufangen und aufzuhören, ohne daß etwas zu Ende gekommen ist. Und so bruchstückhaft wie sein Titel soll der ganze Roman geschrieben sein, von vornherein angelegt als Fragment: Lexik und Semantik beschädigt, immer wieder durchschnitten die Stringenz der Geschichte, in den Dialogen oft nicht zuzuordnen, wer gerade spricht.“

Erzählen in Bruchstücken

Das stellt die Erzählerin bei der Beschäftigung mit Ringelnatz' Großstadtroman „...liner Roma...“ fest. Als Fragment angelegt ist auch „Das Alphabet bis S“. Das gehört zum Charme des Buches wie der Umstand, dass es durch den strengen Rahmen eines Jahres den fragmentarischen Charakter einzuhegen versucht. Das nicht vollständige Alphabet versinnbildlicht zudem nicht fertig gelebtes Leben und die Überzeugung, dass man es möglicherweise immer nur momentweise richtig zu fassen bekommt. Der in Lebensgefahr schwebende Sohn auf der Intensivstation macht ein Nachdenken über diese Dinge nötig, wie überhaupt der Tod in diesem Roman eine eigene Tonspur erhält. Nicht nur das kranke Kind, sondern auch der Tod der Mutter, mit dem der Roman einsetzt, bekümmert die Erzählerin. Daneben gilt es den Abschied von ihrem Mann zu verkraften, auch eine Art Tod.

„Meinen Mann getroffen, auf der Straße, krank und abgemagert sah er aus. Im Traum sprachen wir freundlich miteinander, ohne daß er sagen wollte, was ihm fehlt. Warum auch mir? Ich sterbe ja gerade für ihn und er für mich, so fühlt es sich an, wie ein Tod, denn anders hieltest du den Schmerz nicht aus, mit ihm zu mailen, zu simsens und, wenn nötig, sogar zu telefonieren. Du mußt einsehen, es gibt ihn nicht mehr, er ist praktisch tot, damit du weiterleben und dennoch mit ihm zu tun haben kannst. Er muß es sich ebenfalls einreden und versucht es, das merkst du, ihr müßt es gar nicht erwähnen. Daß es dich nicht mehr gibt. Nur gerade geht das überhaupt“ nicht, weil ihr Eltern seid.“

Das klingt leicht pathetisch. Nichts Neues bei Navid Kermani, der sich auf große Gefühle und auf das Staunen übers Dasein und übers Jenseits versteht. In seinem schmalen Roman „Große Liebe“ feiert er das Erste Mal wie einen Gottesdienst. Schon damals wählte er die Form eines Tagebuchs und rang mit der Erzählposition, sprang vom Ich zum Er. Auch damals spiegelte er zwischen den Zeilen Zeitgeschichte. Der neue Roman scheint während der Corona-Pandemie zu spielen, zumindest gibt es ein paar Hinweise darauf, andererseits müsste es sich um das Jahr 2018 handeln, weil etwa Wilhelm Genazino 2018 gestorben ist, wovon einmal die Rede ist. Wahrscheinlich soll einen auch das in die Irre beziehungsweise in die Fiktion führen. Womöglich ein Spiel mit den Realitäten und eine unzuverlässige Erzählerin, die mal von sich als Ich, mal in Du-Form mit sich spricht.

„Die Nah- mit der Fernsicht abgleichen, formulierte der Therapeut seinen Auftrag, also mal ein anderes Objektiv verwenden.“

Auch der Wechsel von Ich zu Du ist ein solcher Abgleich von Nah- und Fernsicht, wie wohl auch die weibliche Perspektive eine Distanzierung zum eigenen Erleben des Autors. Immer wieder reflektiert die Erzählerin in ihrem langen Selbstgespräch die Aufgaben der Literatur, gibt unzählige Lektüretipps beim Anblick der eigenen Bibliothek. Von Péter Nádas über Helene Hegemann und Thomas Melle bis Peter Altenberg reicht das Spektrum. Meistens sind es kleine Abhandlungen, lesenswerte Analysen, manchmal leider auch ausufernde Inhaltsangaben. Geschenkt, die Literatur selbst und die beliebte Frage, wie sich das gelebte Leben zur Literatur wandelt, halten diesen vielschichtigen Roman zusammen. Dabei legt Kermani viele Fahrten aus.

Die deutsche Mentalität

Ein eigenes Kapitel wert wären all die kleinen Andeutungen zur deutschen Mentalität. Die Erzählerin ist zwar in Deutschland geboren, ihre Eltern stammen aber aus dem Iran. Das führt nicht nur dazu, dass sie ihre Eltern siezt. Auch die Begräbnisriten unterscheiden sich von denen der deutschen Mehrheitsgesellschaft. Statt von Biodeutschen spricht sie sehr schön von „nur Deutschen“. Vor Vorurteilen bewahrt sie ihre Herkunft realistischweise nicht.

„Er ist älter als ich, das muß ich dazuschreiben, der Hotelier, der wie alle echten Kerle des Südens ein Muttersöhnchen geblieben ist, das heißt, die Mutter muß weit über siebzig sein, steht in der Küche von morgens früh bis spät.“

An anderer Stelle reflektiert sie, warum sie Angst hat vor einem Mann, der ihr beim Joggen entgegenkommt.

„Auch weil er dunkel ist wie ich? Ja, wahrscheinlich auch deswegen, ein junger, südländischer Mann und eine kleine, körperlich unterlegene Frau am frühen Morgen allein auf einer Wiese am Rhein, keine fünf Kilometer Luftlinie vom Kölner Hauptbahnhof entfernt.“

Die Erwähnung des Hauptbahnhofs spielt auf die Silvesternacht 2015 und die dortigen sexuellen Übergriffe an. Köln als Hauptschauplatz ist wichtig für die Verankerung des Romans in der Wirklichkeit. Das Singvogelsterben findet dabei ebenso Erwähnung wie die Eröffnung der Ditib-Moschee in Köln-Ehrenfeld und der Rassismus unserer Tage. Erzählt wird im Präsens, was die Gegenwärtigkeit des Erzählten erhöht und dem Ganzen den Anschein gibt, man sei live dabei, wenn die Protagonistin schläft, joggt und denkt. Dabei denkt die Frau alles, was man über den Roman, der sie in den Mittelpunkt stellt, denken könnte, gleich mit.

„Du kannst nicht leben und gleichzeitig darüber schreiben, wirklich leben, meine ich, also wenn du Bücher gegen die Wand schmeißt, weil du liebst. Bereits mit dem Präsens, nein, gerade im Präsens wird Literatur zur Fiktion“

Einer der vielen zentralen Sätze des Buches, in dem Navid Kermani nicht nur Bekanntes variiert, sondern sich auf die Suche nach einer anderen, einer neuen Form begibt, einer neuen Erzählweise. Die Grundsatzfrage bleibt, wie vom eigenen Leben erzählen, wie das Eigene transformieren? Die Form, die er diesmal wählt, gleicht einem Zettelkasten, der ähnlich funktioniert wie Gerhard Richters Mammutwerk „Atlas“, das Fotos, Skizzen und anderes zu einem Portfolio gelebten Lebens zusammenfügt und dabei das Heilige und das Profane, das Wichtige und das Nichtige derart kombiniert, dass daraus Leben entsteht. Es ist der Versuch, ein Leben in seiner Widersprüchlichkeit zu vermessen. Könnte sein, dass das nur geht, indem man es sozusagen neu erfindet.

So disparat wie das Leben selbst

Im Falle von Kermanis Erzählerin gibt es an manchen Tagen schlicht gar nichts zu sagen, die Seiten bleiben dementsprechend leer und weiß, bieten Raum für Notizen. Nichts, was man aus der postmodernen Literatur nicht kennen würde, und doch ein schöner Einfall. Selbiges gilt für den munteren Wechsel von narrativen und essayistischen Passagen. Letztere tangieren Themen, die man mit dem Werk des Autors verbindet, Religion etwa oder körperliche Liebe.

„Der gleiche Gedanke, als sich der Körper an einen anderen schmiegt: was für ein Reichtum auf der Welt. Seit Adam und Eva nur zwei Instrumente, noch weniger als bei einer Band, doch wenn sie harmonieren, gleicht keine Berührung mehr der anderen und wird jede Drehung zu einem neuen Motiv, die Liebe zu einer großen Improvisation. Noch kunstvoller, wenn es Eva und Eva sind.“

Es gibt weitere Anspielungen auf gleichgeschlechtliches Begehren, die aber nicht weiter ausgeführt werden. Explizite Sexszenen gibt es keine, weil Kermani weiß, dass man über schönen Sex nicht schön schreiben kann, wie er an anderer Stelle sagt.

Viel wichtiger als Sex ist in diesem Roman ohnehin die Literatur. Bücher als Gefährten, die Literatur als Wegweiser durchs Leben. In der Bibliothek der Hauptfigur stehen die Werke in alphabetischer Reihenfolge. Neben bereits Erwähnten ist es besonders die amerikanische

Dichterin Emily Dickinson, die in Zweifelsfällen weiterhilft. Oft stützt sich die Erzählerin auf Lyrik, der Roman endet mit einem Gedicht von Nelly Sachs. Und dazwischen immer wieder die Frage, wo sich Autoren in ihrem Werk versteckt halten. Hier beantwortet von Julien Green.

„Die Literatur kenne nichts Privates, das wäre ein Widerspruch in sich; möge das Erlebte auch bis zur Unkenntlichkeit sublimiert sein in Romanen, lege der Autor spätestens im Tagebuch offen, was andere nicht einmal ihrem besten Freund erzählen würden.“

Seine privaten Tagebücher hat Navid Kermani bislang nicht veröffentlicht, falls er überhaupt welche führt. Gut möglich, dass man daraus mehr erfahren würde über die wahren Parallelen zur eigenen Biografie. Bis dahin ist man auf die Literatur selbst angewiesen und auf das, was sie jenseits des Lebens des Autors zu bieten hat. In diesem Falle einen widerspenstigen Erzählreigen, der sich oft weniger romanhaft als essayistisch liest. Ein Jahr schreitet Kermani ab, und schert sich dabei nicht um Vollendung, sondern um die Rätselhaftigkeit der eigenen Existenz. Womöglich hat er auch deshalb eine Frau als Erzählerin gewählt. Hier zitiert sie abermals Julien Green, der im Mai 1998 seinem Tagebuch anvertraut:

„Von Geburt an leben wir mit einem Unbekannten. Man muß miteinander auskommen und versuchen, sich zu verstehen, das ist nicht immer einfach. Ich versteht sich nicht mit Ich.“

Dazu passt, dass die amerikanische Schriftstellerin Sylvia Plath einmal gesagt hat: „Nichts fällt mir wohl schwerer im Leben, als zu akzeptieren, daß ich nicht auf irgendeine Weise vollkommen bin.“ Plath entdeckt Kermanis Erzählerin auch im Regal, beim Buchstaben P neben Perec und Pristawkin. Drei weitere Geister, die diesen Roman beseelen. Er ist eine Liebeserklärung an die Literatur und an das Leben in all seiner soliden Fehlerhaftigkeit. „Das Alphabet bis S“ erweist sich dabei als erfreulich disparates Buch, so disparat wie das Leben selbst.